

Frauenstimme

Nr. 7 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

1. Mai 1929

Verbesserte Mutterschaftsfürsorge.

Erfolge der Regierung Müller auf dem Gebiete der Sozialversicherung.

Eine Woche lang stand die sozialdemokratische Frauenwelt unter dem Eindruck glänzender internationaler Frauenkundgebungen für den Ausbau des Schutzes von Mutter und Kind. Aber die Sozialdemokratie redet nicht nur; sie handelt auch. Dafür ist der Reichstagsbeschluß vom 24. April, nach dem ab 1. Juni eine Verbesserung der Reichsversicherungsordnung in bezug auf die Wochenhilfeleistungen in Kraft treten soll, der beste Beweis.

Bereits am 5. Juli des vorigen Jahres hat die sozialdemokratische Fraktion ihren Antrag auf Erweiterung des Schwangerenschutzes auf die Landarbeiterinnen und Hausgehilfinnen und Verbesserung der Wochenhilfeleistungen gestellt; auf ihre wiederholte Forderung ist dieser Antrag nunmehr im sozialpolitischen Ausschuß wie im Plenum des Reichstages verhandelt und erledigt worden.

Was ist der Erfolg unseres Vorgehens? Wenn auch eine Mehrheit für unsere klare Forderung nach Einschluß der Landarbeiterinnen in das Gesetz über die Beschäftigung vor und nach der Niederkunft infolge der Stellung der bürgerlichen Fraktionen nicht zu erreichen war, so hat sich doch zum ersten Male der Reichstag prinzipiell zu unserer Auffassung bekannt. Sache des Reichsarbeitsministeriums wird es sein, das gegebene Versprechen zu erfüllen.

Aber dieser prinzipielle Erfolg ist auch für die genannten Berufe nicht der einzige Vorteil des Reichstagsbeschlusses. Dieser Beschluß sieht vor die Erhöhung des vor der Niederkunft zu zahlenden Wochengeldes in allen Fällen, in denen keine Beschäftigung gegen Entgelt ausgeübt wird. In diesen Fällen kann bekanntlich mit der Zahlung des Wochengeldes nicht erst vier Wochen vor der Niederkunft, sondern bereits sechs Wochen vor der Niederkunft begonnen werden. Es werden also ab 1. Juni sowohl alle Wöchnerinnen, die als gewerbliche Arbeiterinnen oder Angestellte Gebrauch machen von dem Kündigungsschutz des Gesetzes über die Beschäftigung vor und nach der Niederkunft, die also einige Zeit vor der Entbindung, seien es sechs oder nur vier oder drei Wochen, die Arbeit niederlegen, wie auch alle Wöchnerinnen, die infolge der Schwangerschaft oder aus sonstigen Gründen arbeitslos sind, nicht mehr nur ein Wochenlohn in Höhe der Hälfte des Grundlohns, sondern ein solches in Höhe von drei Vierteln des Grundlohns beanspruchen können. Da in diesem Falle der Steuerabzug sowie der Abzug von Beiträgen für Kranken-, Arbeitslosen-, Invaliden- oder Angestelltenversicherung fortfällt, so kommt also das Einkommen auf Grund der Wochenhilfe nahe an das fortfallende Lohneinkommen heran. Daß diese Änderung gerade für die recht häufig infolge der Schwangerschaft arbeitslos werdende Hausgehilfin wie auch für die Angehörigen des ländlichen Gesindes ein ebenso großer Fortschritt wie für alle anderen Versicherten ist, ist klar.

Des weiteren sieht die jetzige Änderung einen Schutz für den Fall vor, daß eine Versicherte den Kündigungsschutz

des Gesetzes über die Beschäftigung vor und nach der Niederkunft nicht genießt oder aus Unkenntnis der Bestimmungen nicht ausnußt. Durch Gerichtsurteil war entschieden worden, daß eine sechs oder sieben Wochen vor der Niederkunft aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung ausscheidende Wöchnerin zwar noch für sechs Wochen Anspruch auf Wochenlohn hätte, dann aber keinerlei weitere Rechte mehr geltend machen könne. Dadurch, daß nach dem neuen Gesetz die in einer Krankenkasse erworbene Mitgliedschaft erhalten bleibt, solange die Versicherte einen Anspruch auf Wochen- oder Schwangerengeld hat, bleiben ihre Rechte nicht nur bestehen für den Bezug der gesamten Wochenhilfeleistungen, sondern sie ist auch für eine innerhalb der genannten Zeit eintretende Krankheit geschützt. Daß selbstverständlich trotz dieser Verbesserung nach wie vor jeder Arbeiterin und Angestellten zu raten ist, von der Beurlaubung für sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Niederkunft Gebrauch zu machen, soll nur nebenbei erwähnt werden.

Eine zwar kleine, aber doch wichtige Verbesserung ist sodann für Invalidenrentnerinnen insofern eingetreten, als den gezahlten Beiträgen zur Invalidenversicherung in Zukunft eine durch Schwangerschaft oder Wochenbett verursachte Arbeitsunfähigkeit für die Dauer von zwölf Wochen gegen bisher acht Wochen gleichgestellt wird.

Gewiß sind diese Erfolge in unserem Streben nach einer durchgreifenden Mutterschaftsfürsorge nicht himmelfürmender Natur. Wer aber bedenkt, daß die heutige Schwangeren- und Wöchnerinnenschutz-Gesetzgebung ebenso wie die Gestaltung der Wochenhilfe und Familienwochenhilfe für zwei Drittel aller jährlich niederkommenden Frauen mühsam aufgebaut werden mußte von Etappe zu Etappe, der versteht auch die neueste Verbesserung zu würdigen.

Doch ist das hier Erreichte nicht das einzige, was auf dem Gebiete der Sozialversicherung die sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Zusammenarbeiten mit dem Reichsarbeitsminister Wiffell erreicht hat. Die Erweiterung der Unfallversicherung auf eine große Anzahl von Berufsgruppen, die Erhöhung des versicherungspflichtigen Einkommens auf 8400 M. in der Angestelltenversicherung, die Herabsetzung der Wartezeit für den Bezug des Ruhegeldes der Angestellten auf die Hälfte der bisher geltenden Dauer, die Gewährung von Rente auf Grund der Angestelltenversicherung für den Fall der andauernden Arbeitslosigkeit nach Vollendung des 60. Lebensjahres sind weitere Erfolge der Regierungszeit des Kabinetts Müller. Jedes einzelne für sich gesehen, ist nicht weiterhüßend, manches kommt auch nur einem begrenzten Kreise zugute; aber zusammen genommen und im Hinblick auf die Auswirkung jedes Einzelerfolges auf das gesamte Streben nach Vervollkommen der Sozialversicherung bedeuten diese Fortschritte ein gewiß nicht zu unterschätzendes Plus unserer parlamentarischen wie unserer Regierungstätigkeit.

Louise Schroeder.

Wie wählt die englische Frau?

10 Frauengenerationen entscheiden über die Labourregierung.

Der „Daily Herald“, unser Londoner Bruderorgan, veranstaltete ein Preisausschreiben unter den neuhinzugekommenen einundzwanzig- bis dreißigjährigen Wählerinnen für die beste Antwort auf die Frage: „Wie werde ich wählen — und warum?“ und setzte einen Preis von fünf Guineen aus (105 M.). Die Gewinnerin, Frau Redhead ist 24 Jahre alt, ein Arbeiterkind und die Frau eines Staatsangestellten. Wir lassen hier den preisgekrönten Artikel folgen:

„Die Regierung des Herrn Baldwin hat den Frauen das gleiche Wahlrecht gegeben. Jetzt erwartet er zweifellos, daß ich bei der Wahl meine Dankbarkeit beweisen werde, und das werde ich auch — nämlich der Partei gegenüber, die die öffentliche Meinung für diesen Erfolg vorbereitet hat, diese öffentliche Meinung, vor der sich schließlich sogar eine Tory-Partei (die Konservativen) beugen mußte.

Und diese Partei ist die Arbeiterpartei, die nach meinem Empfinden den größten Anspruch auf meine Unterstützung hat.

Von den vielen ungeheuerlichen Ungerechtigkeiten, die die gegenwärtige Regierung während ihrer Amtsdauer begangen hat, erregt besonders meine Entrüstung, und zwar die 12 000 Pfund jährlicher „Ersparnisse“, die das Gesundheitsministerium an Zuwendungen an die Gemeindebehörden für Milchaushilfen für notleidende Mütter und Kinder gemacht hat.

Um welch schrecklichen Preis ist diese Ersparnis gemacht worden! Und diese selbe Regierung wagt es noch, mit ihrer Steuerermäßigungsverordnung, ein Geschenk von vielen tausend Pfund an die Brauer zu beantragen, an die Tabakunternehmer und andere blühende Konzerne, die es nicht nötig haben.

Und da werden uns heute wieder in der konservativen Presse Bilder von den Leiden der Bergarbeiter vorgeführt, Bilder, die leider denen, die sich die Mühe genommen haben, die Zeitungen zu lesen, oder mehr als einen flüchtigen Blick darauf werfen, nicht neu sind. Und endlich wendet sich die Regierung, die die Ursachen ignoriert und die Wirkungen bestreitet — an die öffentliche Mitleidigkeit um Hilfe für diese unsere Genossen im Elend.

Das ist die Regierung, deren Chef, Herr Baldwin, während der fürchterlichen Vergarbeitsperrung im Jahre 1926 nach Amerika schrieb, daß es „geringe oder keine Anzeichen von wirklichem Elend“ gäbe in den Kohlenrevieren und diese selben konservativen Blätter versicherten uns ein ums andere Mal, daß die Klagen der Bergarbeiter übertrieben wären.

Sehen wir uns die Arbeitslosigkeit an, so finden wir, daß diese soziale Krankheit, gegen die die Konservativen, wie sie uns immer wieder versicherten, ein „wirksames Mittel“ hätten, beträchtlich zugenommen hat, trotzdem sie fünf Jahre ungestörte Gelegenheit hatten, ihre Mittel anzuwenden. Im Kontrast zu ihrem Regime steht die allzu kurze Periode der Arbeiterregierung im Jahre 1924. Damals wurde die Arbeitslosigkeit als ein menschliches und nationales Problem behandelt und das Los der Opfer wurde erleichtert.

Für alle Hausfrauen ist die Frage der Lebensmittelpreise eine Lebensfrage. Herr Baldwin ging gegen sie gleich mit drastischen Mitteln vor. Der Erfolg war ein Ernährungsrat ohne Autorität oder die Macht, was er für richtig befand, auch durchzusetzen, und heute steht die Hausfrau vor ganz denselben Schwierigkeiten, den Haushalt notdürftig zustandezubringen, wie zuvor.

In der Frage von Krieg und Frieden, die von der größten Bedeutung ist für alle Frauen, denen der Krieg so schwere Opfer und Leiden aufbürdet, hat da die Regierung etwas Besseres geleistet?

Das Ansehen und die Wirksamkeit des Völkerbundes hat abgenommen, die Abrüstung ist auf unbestimmte Zeit vertagt und die internationalen Beziehungen sind verbittert.

Müssen es nicht alle Frauen beklagen, daß die hoffnungsvolle internationale Lage, die die Arbeiterregierung geschaffen hat, praktisch wieder verdrorben ist, und müssen sich nicht alle sehnen nach der Rückkehr einer Partei mit Friedenswillen?

Das sind nur einige Gründe, warum ich meine Stimme nicht der Partei des Herrn Baldwin geben werde. „Aber“, so werden Sie fragen, „warum nicht den Liberalen?“ Nun, weil ich nicht die Absicht habe, mein erst neu erworbenes Recht an eine Partei zu vergebend, die weder ein Programm noch eine Politik aufweisen kann, eine Partei, die so hoffnungslos zersplittert ist in ihren eigenen „Persönlichkeiten“, ebenso wie im Unterhaus, daß sie ganz unwirksam ist.

Ein Grund nach dem anderen kommt mir in den Sinn, aus

dem ich gegen diese Regierung stimmen muß, denn ihre Erfolge sind gleich schlecht auf dem Gebiete der Erziehung, des Haushalts, wie der allgemeinen Lebensbedingungen für die Arbeiter. Dagegen blicke ich auf die Arbeiterpartei mit dem Vertrauen, daß sie die sozialen Uebel beseitigen wird, die heute jeder denkenden Arbeiterfrau auf dem Gewissen lasten.

Von der Arbeiterpartei erwarte ich die Schaffung einer neuen sozialen Ordnung, in der unsere Hoffnungen verwirklicht werden sollen, auf eine glückliche Zukunft unserer Kinder, auf Wohlstand für unsere Alten und die ganze leidende Menschheit, eine Welt, in der die höchsten Ziele und Ideale der Frauen erreicht werden sollen.“

Die Genossinnen in der Wiener Parteiorganisation.

In Wien sind fast 150 000 Frauen, das ist ein Fünftel der erwachsenen weiblichen Bevölkerung, sozialdemokratisch organisiert. Die Arbeit der Wiener Frauen im vergangenen Jahr stellt der folgende Bericht von der Jahresplenarversammlung dar.

Der Bericht gab ein erfreuliches Bild reger Teilnahme der Frauen an aller Parteiarbeit. Die Genossinnen haben es verstanden, auf allen Gebieten ihre Arbeit zur Geltung zu bringen. In Wien hat die Partei nicht nur neue weibliche Mitglieder gewonnen, es sind auch die weiblichen Vertrauenspersonen mehr geworden. An den genauen Berichtszahlen, die jedes Jahr eingefordert werden, kann erschen werden, daß auch die Genossinnen die Mitarbeit der Frauen sehr schätzen, denn eine immer größere Anzahl von Funktionen in der Partei werden von den Frauen besetzt. Mit der Zeit werden immer mehr Frauen mit der Leitung der Sektionen (= Abteilungen in der Berliner Organisation) betraut. Im Jahre 1923 wurden 5 Genossinnen in Wien als Sektionsleiterinnen gewählt. Im Jahre 1929 sind es

21 Frauen!

(in Berlin übrigens nicht eine). Als Sektionsleiterstellvertreterinnen waren 65, im Berichtsjahr aber 143 Genossinnen tätig. 1923 waren 1062 Frauen als Häuservertrauenspersonen gewählt, jetzt sind es 2759.

Da die Frauenbezirkskomitees auf allen Gebieten der Arbeiterbewegung mitarbeiten und die Frauen und Mädchen aller Schichten erfassen wollen, war es notwendig, daß für die verschiedenen Zweige der Organisation eigene Vertrauenspersonen bestimmt wurden, die das ihnen zugewiesene Gebiet bearbeiten. Um die Hausgehilfinnen in die Veranstaltungen der Partei zu bringen, ist eine Vertrauensperson in jedem Bezirk bestellt worden. Um eine Verbindung mit den sporttreibenden Frauen und Mädchen zu haben, wurde ebenfalls in jedem Bezirk eine Genossin bestimmt, die die Agitation unter diesen Frauen vorzunehmen haben. Für Radiofragen und für den Arbeiterfamorientdienst sind sachlich geeignete Frauen für die Mitarbeit der Frauenbezirkskomitees in den einschlägigen Organisationen betraut worden. Eine Genossin befaßt sich seit einigen Jahren mit Auffklärungsarbeit unter den weiblichen städtischen Angestellten. Dort ist es gelungen, in allen Berufs kategorien der weiblichen Angestellten und Bediensteten Vertrauenspersonen zu finden, die bei eigenen oder Parteiveranstaltungen die Agitation übernehmen.

Der Vertrieb der „Unzufriedenen“ ist nach wie vor die Fleißaufgabe der Genossinnen. Unermüdlich arbeiten 2145 Frauen und 423 Männer als Kolporteurs, die eine Wochenaufgabe von 83 000 Exemplaren absetzen, das ist mehr als die Hälfte der Gesamtaufgabe von ganz Österreich.

Kinderreichtum in der Großstadt und auf dem Lande. Eine Feststellung über das Verhältnis der größeren und kleineren Gemeinden zum Kinderreich um der dort wohnenden Familien hat die bayerische Statistik ergeben. Während in Gemeinden mit 100 000 und mehr Einwohnern 1928 6,7 Proz. der Familien als Kinderreich gezählt werden, steigt dieser Prozentsatz ständig, je kleiner die Gemeinden sind. So beträgt er in Gemeinden von 20 000 bis 50 000 Einwohnern bereits 11 Proz., in ganz kleinen Gemeinden von 1000 bis 2000 Einwohnern aber volle 15 Proz. In diesen Gemeinden ist er also mehr als doppelt so hoch wie in Großstädten.

Kinderwagenweisheiten.

Das ganze Haus war sich darin einig: Groterjahns Kinderwagen war einfach der Gipfelpunkt der Eleganz! Es gab sogar Leute, die der kleinen Frau Groterjahn, wenn sie mit dieser fabelhaften Kutsche über den Hof fuhr, die Absicht der Hochstapelei andichteten; und eigentlich sah der Wagen ja auch „hochherrschaftlich“ aus, während Groterjahns nicht einmal „herrschaftlich“ waren. Eine Parterrewohnung auf dem Hof und noch dazu bloß Stube und Küche, und dazu ein Kinderwagen, der über hundert Mark gekostet hatte! Aber die Großmutter hatte ihn geschenkt, und die konnte sich den Spaß wohl leisten. So tief war der Wagen, daß man von dem winzig kleinen Menschlein kaum die Nasenspitze sah. Weiß lackiert war er natürlich, innen mit Wachstuch ausgepannt; das Verdeck hatte rechts und links zwei Einsätze aus Marienglas, sogar vor dem Verdeck war noch eine gleiche Klappe. Straß spannte eine Wachstuchdecke sich über die Bettchen.

Lange Zeit hatte ich nur von dem fabelhaften Gefährt gehört; endlich bekam ich es zu Gesicht, und ich muß ehrlich gestehen — mir blieb die Spude weg, wie man in Berlin so schön sagt. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß man im „Jahrhundert des Kindes“ noch derartige Marterinstrumente für unschuldige Kindlein erfinden würde! Es war an einem der ersten schönen Frühlingstage. Trotzdem war natürlich das Verdeck herausgeklappt, auch die Vorderseife war geschlossen, denn sonst hätte man ja nicht gesehen, daß der Wagen eben über jeden Komfort der Neuzeit verfügte!

Es schien mir, daß die junge Frau Groterjahn absichtlich ein bißel langsam fuhr. Ach richtig! Ich mußte mir ja eigentlich den Steppie ja auch mal ansehen! Mit freundlichem Gruß trat ich heran. „Gehen Sie zur Säuglingsfürsorge, Frau Groterjahn?“ — Etwas verächnelnd klang die Antwort: „Säuglingsfürsorge...? Ach nein, was soll ich'n da! Ich will doch keine Unterstützung! Und unser Kurtchen kriegt schon alles vom Besten, für den sorgt schon seine Großmutter! Den Wagen hat sie uns auch geschenkt.“

Den Wagen... ich kriegte es einfach nicht fertig, der kleinen Frau ins Gesicht zu sagen, daß der seine Wagen einfach ein Marterkasten für ihren Jungen sei. Nach zwei Monaten war sie freilich selbst dahinter gekommen. Da beklagte sie sich einer Nachbarin gegenüber, daß die Bettchen „immer richtig klamm seien“. Denn ihr Junge fuhr in dem monumentalen Kinderwagen ja nicht nur aus, sondern mußte auch vorläufig drin schlafen, wenn auch zu hoffen steht, daß sie dann wenigstens das Verdeck offen ließ und die Wachstuchdecke nicht überknöpfte.

Nun ist es ja freilich merkwürdig, daß sich überhaupt für dergleichen Behälter Käufer finden, ja, Käufer, die sich womöglich noch einbilden, diese weißlackierten Kästen seien der „letzte Schrei“ auf dem Gebiete der Hygiene. Man sehe sich mal solchen Kästen genauer an. Uebermäßig tief liegt das Kind im Wagen; die Mutter wird geradezu verleitet dazu, ein möglichst dickes Unterbett hereinzustecken, und auch über die Beschaffenheit der Decke breitet das Wachstuch den Mantel der Verschwiegenheit. Oft genug besteht auch die Decke in einem Federkissen. So liegt also das arme Bäum, Wachstuch unter, über, neben sich, luftdicht abgeschlossen wie in einer Kockkiste; und da kleine Kinder nun mal die Eigenschaft haben, manchmal etwas „led“ zu sein, herrscht in diesen Kästen eine feuchte Wärme, bei der wohl manche Pflanzen, nie aber kleine Menschenkinder gedeihen. Denn Luft und Licht sind noch immer die beste Medizin für den Säugling, und wo man aus Gründen des Raummanagements nicht gleich ein Kinderbett aufstellen kann, ist das beste „Notbettchen“ noch immer Mutters sauber ausgefester Waschkorb. Daß das viele Meter lange Wickelband in die tiefste Hölle verbannt ist, sollte eine Selbstverständlichkeit sein. Man geht jetzt immer mehr dazu über, die Kinder schon im zweiten Monat vor dem Stillen regelrecht „abzuhalten“ und so die bekannte „feuchte Boge“ soweit wie möglich einzuschränken. Hier kann auch als Matratze ein mit Torfmüll gefülltes Kissen sehr gute Dienste tun, es erspart die berüchtigte, möglichst noch eingewickelte Gummimunterlage. Natürlich muß die Füllung des Kissens oft erneuert werden. Merkwürdigerweise sind derartige Matratzen in vielen Kinderwagengeschäften noch völlig unbekannt, trotzdem sie sich doch besonders für den Kinderwagen eignen, weil man hier das Kind nicht immer aufnehmen kann.

Es sollte gar nicht mehr nötig sein, immer wieder zu wiederholen: Gummi ist durchaus kein für die Bekleidung des Säuglings und Kleinkindes geeigneter Stoff! Trotzdem kann man sich auf jedem Spielplatz davon überzeugen, daß es Mütter gibt, die Gummihöschen nicht nur als Notbehelf bei felerlichen Wippen, sondern auch als tägliches Kleidungsstück anscheinend über alles schätzen.

Um übrigens nochmals auf den Kinderwagen zurückzukommen: Wie mir eine eifrige Verkäuferin zeigte, gilt es als besonders vorteilhaft, daß die tiefen Kästen der modernen Kinderwagen einen Zwischenboden haben, so daß größere Kinder in ihnen sitzen können. „Man kann so auch vieles in den Part mitnehmen...“ meinte sie anpreisend. Ach ja, man kann. Und dabei denke ich daran, daß ich als Kind eine richtige Abneigung gegen Schrippen hatte, weil unsere Anna in die kleine Höhlung, die damals die Mitte des Kinderwagens zierte, auch unser Vesperbrot zu verstecken pflegte. Und daß mein Bruder manchmal nicht ganz wasserfest war und gelegentlich keineswegs nach Beilchen roch, war auch mir, der Sechsjährigen, schon aufgegangen. Und gerade unter dem „kritischen Punkt“ lag immer das Vesperbrot... Ich bin manchmal lieber hungrig nach Haus gegangen! Für weniger vorurteilsfreie Leute gibt es heut hübsche Aufschnittkörbchen.

Was ist nun der ideale Kinderwagen? Von Rechts wegen müßte man antworten: Gar keiner. Denn sicher ist es für das Kind, dessen Eltern über ein Stückchen Garten, ja nur über einen schönen, etwas sonnigen Balkon verfügen, gesünder, wenn es unbehelligt hier im Waschkörbchen steht, als daß es durch den Großstadtlärm und Staub bis auf den nächsten Spielplatz gefahren wird. Leider haben die wenigsten von uns derartige Wohnungen, und die Spielplätze und Parks sind oft so weit entfernt, daß man schon einen Kinderwagen haben muß, um das Kind dahin zu transportieren. Dafür genügt aber auch für jüngere Kinder ein gefederter Klappwagen vollständig, auch für kleinere Kinder, denn alle diese Stuhlwagen lassen sich so verstellen, daß man mit Hilfe einer kleinen Koffhaarmatratze ein sehr gutes Lager herstellen kann, das für ein Schlafstündchen im Park vollständig ausreicht. Als dauernde Schlafstelle für ein Kind aber ist kein Kinderwagen geeignet.

Noch eine sehr interessante Beobachtung kann man auf den Spielplätzen Berlins machen: Im Westen, im Land der „Kurjas“ und Fräuleins, ist es längst Sitte geworden, daß die Kinder an schönen Sommertagen ganz nackt ein Sonnenbad nehmen — nicht nur die Säuglinge, sondern auch die Kleinkinder. In unseren Arbeiterbezirken sind die wenigen Mütter, die so die Erkenntnisse modernster Kinderpflege anwenden, noch immer vielangesehene Pioniere. Sie sollten sich nicht irre machen lassen. Denn ihre Kinder werden in ihrem späteren Leben noch genugsam gegenüber denen der besitzenden Klassen benachteiligt sein und werden all die Sonne noch schwer genug entbehren müssen. Darum gebe man sie ihnen jetzt, wo es nichts als ein wenig moralischen Mut kostet, sie ihnen zu erobern.

Rose Ewald.

Indischer Frauenkauf.

Eine schwierige Gerichtsverhandlung fand kürzlich in Bombay statt. Es handelte sich dabei um die Frage, ob ein dreißigjähriger Witwer ein fünfzehnjähriges Mädchen heiraten darf. Nach den bisher geltenden Gesetzen steht — so wenig wie in Europa — der Eheschließung des durch volle 38 Jahre voneinander getrennten Paares nicht die geringste Schwierigkeit entgegen. Die Trauung hätte demnach ungehindert stattfinden können, wenn nicht — die Liga der „Jung-Hindus“ gewesen wäre. Es gelang den „Jung-Hindus“, den Beweis dafür zu erbringen, daß das junge Mädchen, wie das in Indien durchaus keine Seltenheit ist, von ihren Eltern für eine große Geldsumme an den zukünftigen Gatten verkauft worden war. Die Liga beschloß, die Eheschließung zu verhindern. In dem Augenblick, in dem das junge Paar vor den Priester trat, stürte eine Gruppe von Eingeborenen den feierlichen Akt, entführte die junge Braut und brachte sie in ihr Elternhaus zurück. Der Ehemann klagte auf Herausgabe der Braut. Aber auch vor Gericht vertraten die „Jung-Hindus“ ihren Standpunkt mit großer Berechtigung. Ihr Vertreter erklärte, daß der Verkauf von Frauen unwürdig sei. Mit der alten Unsitte des Menschenhandels müsse energisch gebrochen werden. Es sei unzulässig, ein junges Mädchen wider ihren Willen an einen Mann zu verheiraten.

Der englische Richter sah sich vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Bevor er jedoch einen Entschluß fassen konnte, erklärte sich der verhinderte Ehemann bereit, von der Ehe zurückzutreten, wenn man ihm — die Kaufsumme zurückzahlen würde. Das Gericht nahm diesen Vorschlag auf und verurteilte den Vater der Braut, das Geld sofort zurückzuerstatten. Der Vater nahm dies Urteil an, und damit fand die denkwürdige Gerichtsverhandlung ihr Ende. Die „Jung-Hindus“ hatten ihren Willen durchgesetzt. Es steht wohl zu erwarten, daß der Missbrauch des Prozesses die Sitte des Töchterverkaufs einschränken wird und auch in den übrigen Teilen Indiens der schmachvolle Brauch des Frauenkaufs verschwinden und die Lage der indischen Frau sich menschenwürdiger gestalten wird.

Die Jungfrau von Orleans.

Ein Halbjahrtausend seit ihrem Siege.

Am 29. April waren 500 Jahre vergangen, seitdem ein junges Bauernmädchen an der Spitze der französischen Truppen das englische Heer vertrieb und in Orleans einzog. Das bürgerliche Frankreich hat diesen Gedenktag, der ohnehin alljährlich gefeiert wird, in diesem Jahre ganz besonders festlich begangen. Messe und Hochamt standen unter dem Zeichen der Retterin Frankreichs, und im Anschluß an den Gottesdienst fanden Umzüge und andere feierliche Veranstaltungen statt. Das schlichte Landmädchen, das vor Jahrhunderten in Rouen als Ketzerin verbrannt wurde, ist unter der Einwirkung kirchlicher und nationaler Kräfte zu einem großen nationalen Symbol geworden.

Auch in Deutschland schwebt um den Namen der „Jungfrau von Orleans“ ein geheimnisvoller Zauber, seitdem Schiller ihre Gestalt in dichterischer Verklärung auf die Bühne gebracht hat. Shakespeare hat die „Bucelle“ im ersten Teil seiner Historie „König Heinrich der Sechste“ — für einen Engländer verständlich — als Hege geschildert. Für Voltaire, den großen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, war die „Jungfrau“ nur ein Werk des Priesterbetrugs, das er in seinem satirischen Heldenepos mit heißendem Spott aller Zauberkraft entklebte. Auch Bernard Shaw hat in seinem Bühnenwerk — ebenso wie Anatole France in seiner romanhaft-historischen Darstellung — nichts Ueberirdisches an der „Heiligen Johanna“ gelassen. Für Shaw und France war sie nichts weiter als ein einfaches, naturwüchsiges Bauernmädchen.

Welcher dieser Dichter mag wohl der Wahrheit am nächsten gekommen sein? Wird es überhaupt jemals gelingen, das zu ergründen, was vor fünf Jahrhunderten Wirklichkeit gewesen ist? Wohl sind noch Urkunden erhalten, in denen von Jeanne d'Arc und ihren Angehörigen berichtet wird, und in denen das Verhör, dem sie vor ihrer Verurteilung zum Scheiterhaufen unterzogen wurde, festgehalten ist. Alte Briefe erzählen von ihrer Erscheinung und von der Wirkung ihrer Persönlichkeit. Aber das Bild, das sie zeichnen, ist widerspruchsvoll und unklar. Die verschiedenartigen Andenken, die alten Fahnen, zerstückten Gewänder, Rüstungen und Abbildungen, die das Museum der Johanna in Orleans enthält, sagen so gut wie nichts über die seelischen Vorgänge, die den historischen Begebenheiten zugrunde liegen mögen.

Nur eine Stelle gibt es heute in Frankreich, an der vielleicht noch ein klein wenig von der Stimmung vorfunfener Jahrhunderte lebendig ist. Es ist eine stille lothringische Kleinstadt am Ufer der Maas, die sich hier durch eine liebliche Hügelandschaft hindurchschlingt. Das Städtchen ist das idyllische Domrémy, ihre Heimat. Fern von rauschendem Großstadtleben, von Lärm und Fremdenstrom, ruht die kleine Stadt inmitten der Wälder und Weinberge, die es einrahmen. Schlichte, einfache Häuser, laubere Straßen und Gäßchen begrüßen den Wanderer. An der Friedhofsmauer lehnt ein einstöckiges altes Häuschen mit hohem, spitzen Dach und kleinen, unregelmäßigen Fenstern. Aus dem Schatten hoher Tannen tritt man in einen kleinen dunklen Raum mit mächtigem Kamin, der an ein zweites, kleines Zimmer stößt. Der Blick aus dem Fenster fällt auf alte Kreuze und Grabmäler. Im Dachgeschoß befinden sich noch einfachere Räume, schiefe und niedrige Mansarden. Das ist das Geburtshaus der Jeanne d'Arc, soweit es in vielfachen Um- und Neubauten im Laufe der Jahrhunderte erhalten geblieben ist. Nichts ist hier von kirchlichem Pomp und übertriebener Verherrlichung. Primitiv und schmucklos wie einst das kleine Bauernhaus noch heute. Hier, abseits von nationalistischer Reklame und kirchlicher Pracht, muß man Urkunden und Schriften lesen, die von Johanna erzählen.

Uralte Märgen der Vorzeit steigen aus den vergilbten Blättern auf, festsicheres Sagenut von Dämonen und Feen, die unter der alten Buche, unter der die „Jungfrau“ oft mit ihren Freundinnen weilte, ihr Wesen trieben. Vielleicht hat Johanna hier über die geheimnisvolle Prophezeiung des sagenumwobenen Zaubers Werrin nachgedacht, daß Frankreich einmal von einer Frau gerettet werde. Von hier aus mag sie verzweifelt auf die zerstörten Ueberreste ihrer Heimat hinabgeblickt haben, die von englischen Truppen überfallen worden war. Unter den Eindrücken furchtbarer Kriegsgreuel ist sie aufgewachsen. Ihre geistige Nahrung bildeten die Heliengeschichten der katholischen Kirche, die sie gerade in ihren Entwicklungsjahren mit tiefster Inbrunst in sich aufnahm und mit den Geschehnissen ihrer Zeit verknüpfte. Die Auffassung, daß die Heiligen die Jungfrau ausgerechnet mit der Rettung und Krönung des ausschweifenden, charakterlosen Karl VII. beauftragt haben, ist verständlich aus der mystischen Glaubensvorstellung jener Zeit vom Gottesgnadentum des Königs. Als eine naive, phantasievolle Visionärin, wie sie damals nicht selten waren, erscheint uns die unglückliche „Ketherin von Rouen“ in der stillen, zarten Landschaft, die ihre Heimat gewesen ist. Trotz der „Einnahmen“, wie Johanna ihre Erscheinungen nannte, hatte sich dieses harmlose,

natürliche Wesen eine gewisse Frische und einen gesunden Mutterwitz bewahrt, wie ja überhaupt Halluzinationen nach dem Ergebnissen moderner wissenschaftlicher Forschung durchaus nicht immer ein Zeichen von krankhafter Veranlagung sein müssen.

Johannas Andenken wurde wenige Jahrzehnte nach ihrem Feuertode durch einen großen Rehabilitationsprozeß „gereinigt“. Man errichtete ihr Denkmäler; der Papst sprach sie selig, und seit 1920 gilt sie sogar als Heilige. In Wirklichkeit ist die Totin immer ein armes, irreführendes, tragisch veranlagtes Mädchen geblieben. Denn alle Ehren, die seit Jahrhunderten auf sie gehäuft werden, gelten nicht ihr selbst. Johanna ist nur das Werkzeug, dessen sich Kirche und Nationalismus bedienen, weil sie eines wehrhaftern Nebelns, verkürzten Symbols bedürfen, um ihre eigenen, höchst materiellen Ziele zu verschleiern.

Sipjagin und sein Essen.

Genosse Sipjagin war eben erst in der Wahlversammlung aufgetreten. Genosse Sipjagin war heißer geworden von andertalbstündiger Rede. Besonders gelungen war ihm der Abschnitt, der von der Frau handelte.

„Es ist an der Zeit, daß die Frau aufhört, eine lebendige Ofengabel zu sein, eine zweibeinige Brotshippe, ein Pfannestiel“, sprach Sipjagin, „vorüber ist die Zeit, da die Frau an den Rücken des Mannes genagelt wurde, wie Christus ans Kreuz. Nicht mehr soll sie als Märtyrerin am Feuer des gerühmten Petroleumkochers gekostet werden. Bei Segel und Steuer des Sowjetsschiffes sei ihr Platz. Die Tyrannen der Windeln und Lätzchen, der Schnittmuster und Einsätze, der Rüschen und Hohlstäube — sie soll sie abschütteln.“

Noch lange redete Sipjagin, redete viel und anschaulich. Man klatschte reichlich Beifall, und als er, die an der Stirn klebenden Haarsträhnen ordnend, das Podium verließ, starteten mehrere Jungkommunistinnen begeistert auf seinen Mund, ganz rot vor Händeklatschen. Nach Schluß der Sitzung ging Sipjagin heim, müde, heißer, doch zufrieden. Von oben her senkte sich feuchter Staub auf ihn nieder. Unter seinen Füßen klatschte nasser Straßenschmutz, voll Vergnügen dachte er an die bevorstehende Ruhe.

„Der Teufel! Habe ja seit heut früh nichts gegessen!“

Nachdem er sich von den Kameraden verabschiedet hatte, schritt Sipjagin rascher aus. — An der Haustür mußte er warten. Endlich wurde geöffnet.

„Bist du etwa taub geworden? Eine halbe Stunde muß ich läuten“, brach Sipjagin los, das feuchte Halsstuch aufbindend.

Die Frau antwortete nicht; sie hatte den Mantel an und war im Begriff, die Gummishuhe überzuziehen.

„Bosh? Was ist los? Ich komme nach Hause, und du gehst fort? Und das Abendessen?“

„Ich gehe in die Versammlung. Wir haben Wahlversammlung. Ich habe eine Einladung erhalten...“

„Eine Einladung? Was ist das nun wieder für eine Einladung?“

„Na, die Hausfrauen werden zusammenberufen. Endlich hat man sich unserer erinnert! Erinnerst du dich, du hast gesagt...“ „Was habe ich gesagt? Nichts habe ich gesagt. Schickt man da irgendwelche närrische Einladung! Sag du mir lieber, was werde ich heute abend bekommen, oder beliebt es dir, mich ohne Essen sitzen zu lassen?“

Erstaunt blickte die Frau Sipjagin an.

„Wozu regst du dich auf? Das Mittagessen befindet sich in der Kasserolle, und der Petroleumkocher in der Küche. Du brauchst bloß anzuwärmen. Die Hackbeesteaks habe ich absichtlich roh gelassen. Nimm ein wenig Mehl, ein Löffelchen Butter und...“

„Ein Löffelchen Mehl! Butter! Vielleicht auch den Salat? In die Wahlversammlung mußt du? Was hast du dort zu suchen?“

Vor Erregung bekam die Frau den Fuß nicht in den Gummischuh hinein.

„Hör mal, Sergej! Wenn... wenn... wenn du noch so weiter reden wirst, werde ich... ich...“

„Was — ich? Nun, was? Saßest du mit deinen Schnittmustern und Hohlstäben — hättest sitzen bleiben sollen. Doch wir, schau mal an, uns gelüstet nach dem Ruder der Sowjetrepublik! Statt nach dem Sowjetruder zu schielen, wäre es richtiger, dem Manne zu essen zu geben! Aber wir wollen keine Gebärmaschinen sein! Wie? Sollen wir etwa die Kinder zur Welt bringen?“

Die Frau knöpfte den Mantel wieder auf, begann mit den Augen zu zwinkern, ließ sich auf den Stuhl nieder und brach plötzlich in lautes Weinen aus.

Durch die Nachbartür schaute ein spöttisches Auge samt einer Nase heraus. Schaute heraus — und verschwand.

„Mal Gehst du oder gehst du nicht? Ich befehle dir sogar zu gehen! Oh... I—teufel!“

Das Weinen der Frau wurde stärker...

(Uebersetzen aus dem Russischen von Sascha Rosenhof.)